

Die vier Verliebten [Fortsetzung]

Autor(en): **Möschlin, Felix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633665>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 2 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 14. Januar 1922

Ein Lied.

(hintern Ofen zu singen.)

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
Und scheut nicht Süß noch Sauer.
War je ein Mann gesund, ist er's;
Er krankt und kränkelt nimmer,
Weiß nichts von Nachtschweiß, noch Dapeurs,
Und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an,
Und läßt's vorher nicht wärmen;
Und spottet über Fluß im Zahn
Und Kolik in Gedärmen.
Aus Blumen und aus Vogelfang
Weiß er sich nichts zu machen,
Hast warmen Drang und warmen Klang
Und alle warmen Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn's Holz im Ofen knittert,
Und um den Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;
Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
Und Teich' und Seen krachen;
Das klingt ihm gut, das hast er nicht
Dann will er tot sich lachen. —

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
Beim Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.
Da ist er denn bald dort bald hier,
Gut Regiment zu führen.
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und sehn ihn an und frieren.

Matthias Claudius.

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Wächlin.

2

Nach dem lieben Gott kam die Frau Doktor Schwarzwälder an die Reihe, die eine alte, einsame Witfrau war und es mit der Jugend so wohl meinte wie nicht bald eine. Denn ohne die Frau Doktor hätte Rösli Franz Blumer nie getroffen. Wenn sie ihn aber nicht getroffen hätte, so könnte sie ihn nicht lieb haben, und wenn sie ihn nicht lieb hätte, so wäre sie nicht so glücklich. Einen Augenblick schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, dann würde ich vielleicht einen andern lieb haben. Aber sie verwarf diesen Gedanken und bekämpfte ihn, denn in solcher Vermutung lag eine Herabsetzung ihrer gegenwärtigen Gefühle, und das duldete sie nicht. Man müsse den jungen Leuten helfen, sagte die Frau Doktor, und deshalb lud sie jede Woche einige Buben und Mädchen ein, die dann zusammen musizierten und plauderten. Die Frau Doktor sah darauf, daß alles höchst ehrbar zugeht. Fröhlichkeit wollte sie, doch nicht Ausgelassenheit. Nur wenn sie besonders gut

gelaunt war, wohl auch den jungen Leuten ein paar bescheidene Ruchwünsche allzu deutlich anlah, rief sie: „So, meine Lieben, jetzt zähle ich auf drei, und dann dreh ich das elektrische Licht aus, nachher zähl ich wieder auf drei, dann laß ich es wieder brennen.“ Dann war es jeweilen ergötzlich, wie diese oder jene auseinanderrückten, andere aber still dasaßen wie Delgöken oder wie Märtyrer, die bereit sind, alles zu erdulden, glühende Roste und brennende Feuer, und wieder andere gleichsam mit Mienen und Augen energisch dagegen protestierten, als wollten sie im Dunkeln etwas fischen, was im Lichte nicht erlaubt war. In solch vorübergehender Dunkelheit hatte auch Rösli den ersten Kuß erwischt. Bloß wußte es nicht genau, ob es ihn erwidert hatte, was aber wahrscheinlich der Fall gewesen war, obwohl es Franz Blumer bis heute nicht zu fragen gewagt hatte, und sich auch keine Gelegenheit gefunden hatte, das Experiment zu wiederholen. Denn die Frau

Doktor war in der letzten Zeit krank gewesen, zum Leidwesen einiger Burschen und Mädchen, die ihre Beschützerin sehr vermißten, und schon mit Bangen daran dachten, wieviel Glück ihnen entgehe, wenn es der alten Frau Doktor etwa einfallen würde, wegzusterven und in eine Wohnung zu ziehen, wo sie keine Gäste mehr empfangen konnte. Um sich zu trösten, sprachen sie davon, einen Tennisclub zu gründen.

Aber sie wird schon wieder gesund werden, tröstete sich Rösli. War's nicht eine Lüge, daß man überhaupt sterben konnte? Ach ja, es mußte eine Lüge sein, niemand konnte sterben, alles war ewig, der Himmel und die Erde und die Eltern und der Frühling und die Liebe. Und die schöne Welt ringsum schien ihr recht geben zu wollen, so prahlerisch und reich, wie für alle Ewigkeit, blühte es überall, schimmerten die bewimperten Blättchen der Buchen, ragten die Pappeln hoch in den Himmel, leuchteten die Felsenkämme und Flühe, glitzerte und glänzte unten die Birs und in der Ferne der Rhein, wölbte sich der wolkenlose Himmel über ihr als helle, prächtige Kuppel.

Während Rösli Geiger glücklich am Waldrande saß, ging drinnen in der Stadt ein anderes verliebtes Mädchen ruhelos durch den Garten, der hinter einem alten Hause lag an der stillen Hebelstraße. Sie war nicht halb so froh und gläubig, wie die achtzehnjährige Arlesheimerin, die nicht an den Tod glauben wollte, geschweige denn an eine unglückliche Liebe.

Martha Zumbunner hatte fünf Jahre länger ins Leben hineingeschaut, war am Sterbebette des Vaters gestanden und wußte, was der Tod war. Um so besser hatte sie das Leben erkannt, und um so begehrtlicher und stürmischer sehnte sie sich nach dem, was ihr das wahre Leben bedeutete, nach Liebe und Beisammensein mit ihm. Sie ging im Garten auf und ab wie eine Gefangene. Die Mauern links und rechts, mit Efeu überwachsen, dünkten sie rechte Kerkermauern, die Narzissen, Tulpen und Hyazinthen dufteten ihr nicht zur Freude, auch die Mai-glöckchen nicht, die sich gerade öffneten, und nicht die blühenden Obstbäume, die überreichen Herbstseggen versprachen. Was half es ihr, daß die Reben am Gartenhäuschen schon trieben, und daß die Rosen so gut gediehen wie schon lange nicht mehr? Ihre Augen sehnten sich ja nach ganz anderem Anblick, ihre Hände nach ganz anderem Tun, als bloß Blumen zu pflücken. Als sie sich auf einen Sessel sinken ließ und zum Himmel aufschaute, einem kleinen Stücklein Himmel, wie es auf sie herunterleuchtete zwischen Blutbuchen und Kastanienbäumen, seufzte sie. Was ging sie dieser Himmel an, diese Bäume, was half ihr dieser Sonnenschein?

Und sie schalt sich wieder einmal feig und dumm und wußte doch zugleich, daß sie nicht anders konnte, und sprang wieder auf, und schritt wieder um die Rosen herum, zu den Tannen hinauf, ins Gartenhäuschen hinein. Aber aus den Rosensträuchern tönte es vorzeitig und vorlaut: Die Röslein ist zu brechen Zeit; im einsamen Schatten der Tannen, wo man so gut versteckt war, mußte sie denken: Hier sah uns niemand, und im Gartenhäuschen, das so freundlich dastand in altväterischer, goethischer Art, sang es vernehmlich aus allen Winkeln: Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar... Die Mauern um-

spannten sie immer enger, immer höher und breiter wuchsen die Bäume, bald sah man den Himmel nicht mehr, die Sträucher dehnten sich und wurden dicker und dicker, die Wege immer schmaler, gerade als hätten sich alle Dinge gegen sie verschworen, bis sie ins Haus hinein floh, die breiten Treppen hinauf und durch die weiten Gänge, und aufatmend in ihr Zimmer trat. Dort stand sie eine Weile am Fenster und schaute in andere Gärten hinein und hinüber zu den vielstöckigen, vielstrigen Gebäuden des Spitals. Das Spital sahen ihr einen Trost zu geben, denn sie liebte die Blicke auf ihm weilen und versuchte sich auszumalen, wieviel Schmerz, Pein, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit dort wohl still oder laut in den überfüllten Krankensälen jammerte, alles Menschen, die es ja viel schlechter hatten als sie. Denn was fehlte ihr denn? Und sie versuchte sich das Zimmer zu denken, wo die Sterbenden einjam auf den Tod warten mußten bei verschlossenen Fenstern. Aber wo stand es denn geschrieben, daß ein Kranker, ja ein Sterbender, mehr litt als ein Gesunder, der das entbehrete, was er am meisten liebte?

Aber nur Geduld, rief ihr die Hoffnung zu. Wird er nicht kommen und die Mutter um deine Hand bitten, morgen vielleicht oder übermorgen? Ach, warum kommt er nicht heute schon. Warum kann der liebe Gott nicht jeden Tag regnen lassen, bis unsere glückliche Stunde da ist. Wozu so viel Sonnenschein schon so früh im Jahr, wenn man warten muß?

Mit solchen Gedanken stand sie am Fenster, eine stolze, schöne Gestalt, wohlgebildet und prächtig, etwas gebeugt, als müsse sie sich allzuviel zu kleinen Leuten hinunterneigen, den Kopf leicht geneigt, als drücke ihn das Gewicht der Haare. Wer sie sah, der konnte den Blick nicht mehr leicht von ihr losreißen und mochte sich wohl denken, daß sie sich dem, den sie liebte, frei und ungekümmt an den Hals werfe, so sehr sprach ihr Leib von Fülle und Kraft und Reife. Was wußten jene, die ihr zufällig begegneten, von ihrer Kühle und strengen Haltung, wenn sie neben dem dahinschritt, den sie liebte?

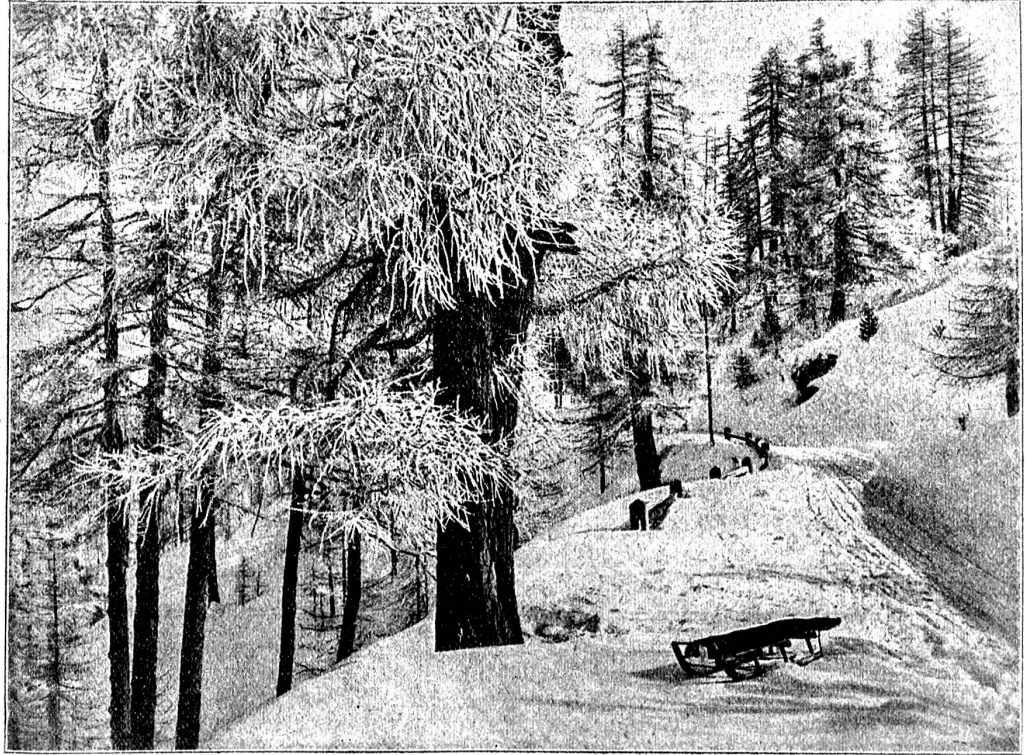
Wie manchmal hatte sie nicht gedacht: Ich will ihn recht umarmen und küssen. Aber sie hatte es nicht über sich gebracht, wenn sie auch allein im Garten saßen. Und daran war nicht das vornehme Haus schuld, das mit seiner steifen, farblosen Art, seinen kalten, nüchternen Linien, seinen abwehrenden Fenstergittern, seiner ganzen vernünftigen, gutbürgerlichen Weise, wo alles tüchtig und solid und nichts prahlerisch und leichtsinnig war, tagtäglich die Bewohner zu einem ruhigen, musterhaften Leben ermahnte. Daran war auch nicht die Mutter schuld, die nach der Art aller Mütter Zucht und Anstand und Ehrbarkeit gepredigt hatte mit Wort und gutem Beispiel. Sondern daran war ihr Bruder Emil schuld, der Teilhaber einer Bandfabrik, der in seiner freien Zeit viel musizierte und die Mädchen sehr liebte, und zwar auf eine ausstudierte, gewissermaßen künstlerische Weise, die er mit jedem Jahre mehr verfeinerte und nuancierte. Deshalb galt er in eingeweihten Kreisen als ein ausgemachter Feinschmecker, auf dessen sachliches und objektives Urteil man sich verlassen konnte, wenn es ein Mädchen oder eine Frau betraf, weniger aber, wenn es sich um die Beurteilung von neuen Abfahrtsmöglichkeiten

und Konjunkturschwankungen in der Bandbranche handelte.

Dieser Bruder gleich der Schwester in Gestalt und äußerem Wesen, so daß diejenigen, die Emil's heimliche Abenteuer kannten, nur allzu leicht geneigt waren, auch Martha solche Abenteuer zuzutrauen. Dann und wann, wenn ihm Geschäft, Musik und Liebe noch ein Stündchen frei ließen, verfaßte er eine Art Tagebuch, worin er mit köstlichem Humor und auch etwas Selbstgefälligkeit die Eigentümlichkeiten und besonderen Reize seiner nummerierten Liebhaften beschrieb, wohl auch diesen und jenen bemerkenswerten Dialog, der zwischen ihnen hin- und hergegangen war, wortgetreu aufzeichnete und die bald lustspielmäßige, bald melodramatische Art der Trennung notierte.

Dieses Tagebuch hatte er in einer eisernen Kassette verschlossen, deren Schlüssel er beständig in der Tasche trug, während einer seiner Freunde einen zweiten Schlüssel befaß und den Auftrag erhalten hatte, bei einem plötzlichen Tode des Besitzers den Inhalt der Kassette, die außer dem Tagebuche auch noch viele Briefe enthielt, zu verbrennen. Wenn Freunde bei ihm versammelt waren, stand diese Kassette jeweilen feierlich auf dem Tisch, wie ein schwarzes Särgelein, und er liebte es, mit Andeutungen und vielsagenden Ausrufen auf ihren wichtigen Inhalt hinzuweisen und sich über die Neugierde und den Neid seiner Genossen zu amüsieren. Denn wie einen andern Liebenden die Kinder freuen mögen, die aus der Liebe entspringen und das Haus mit ihrem glücklichen Wesen füllen, so mußte ihm eben diese eiserne Kassette mit ihrem papiernen Inhalt als die Frucht seiner vielen Liebhaften gelten, wenn er auch nicht merkte, wie armselig und erbärmlich sie war. Viel später kam auch für ihn die Zeit, wo er gern dies Eisen ungetauscht hätte gegen das Holz einer Wiege, und statt des Papiers gerne hineingelegt hätte Fleisch und Blut, Atem und Leben eines Kindleins, geboren vom geliebten Leib, ihrer und seiner Art Erneuerer. Aber dann sollte es zu spät sein.

Diese Kassette war einmal offen gestanden, als Martha in das Zimmer ihres Bruders trat, um seine Blumen zu begießen. Da sie schon längst gern gewußt hätte, was sie barg, machte sie sich über den Inhalt her, blätterte da und dort und las in seinem Tagebuch, das weder in Stenographie, noch in irgend einer Geheimschrift abgefaßt war. Als sie nach einer halben Stunde mit rotem Kopfe wieder aufblickte, da hatte sie ihr unbefangenes



Winterbild. Im Glanz des Raufrostes

Wesen verloren. Fürwahr, nie hatte eine Neugierde schlimmere Strafe erlitten als sie. Verspöttelt und lächerlich gemacht war von nun an das Allerheiligste, die leidenschaftlichsten Liebesgedichte konnten ihr nicht mehr helfen. Wo lag nun die Wahrheit und wo die Lüge: im Tagebuch ihres Bruders, oder in den schönen Versen? War es so, daß Mädchen und Frauen wie eine Ware betrachtet werden konnten, die von Hand zu Hand ging, mit einem Scherze genommen, mit einem Scherze weitergegeben? Wem sollte sie von nun an noch trauen dürfen? Befah nicht jeder Mann ein solches Tagebuch? Waren nicht alle wie ihr Bruder? Und da sie sich an seine lebenswürdige Art erinnerte, an sein höfliches, fröhliches Wesen, an seine vielen Freunde, an die Achtung, die man ihm entgegenbrachte, so war sie geneigt, von nun an überall Heuchler und Betrüger zu sehen. Aber da sie trotzdem ihren Bruder immer noch liebte, ahnte sie, wie auch Frauen solche Männer noch lieben mochten, und die ganze Welt kam ihr auf einmal recht unvollkommen und verdorben vor. Es brauchte eine lange Zeit, bis sie wieder in eine Gesellschaft treten konnte, ohne Ekel zu spüren, denn alles freundliche Wesen wurde ihr zu falschem Getu, die lächelnden Gesichter waren ihr Larven, die nur notdürftig die lüsternden Mienen verbargen, und die schönen Worte nur Decken, die mit ungeschickter Hand über schlimme Gedanken und freche Wünsche geworfen wurden.

Aber ihr Stolz hatte sich aufgebaut, und je mehr sie selber Liebeswunsch und Liebessehnsucht spürte, desto mehr hatte sie sich steif und kühl gegeben und sich geschworen, nie zum Tagebuchblatt eines schöntuerischen, schmeichelnden Herrchens zu werden. Ihr Bruder, der nicht wußte, daß sie die Geheimnisse seiner Kassette kannte,

lachte sie oft aus und nannte sie eine langweilige Person, die sicher eine alte Jungfer werden würde, aber sie ließ ihn reden und verschwieg ihr Wissen, um ihn nicht allzu sehr zu beschämen.

Als sie vor einem halben Jahre zum ersten Male Ingenieur Steiner getroffen hatte, war es ihr plötzlich leicht geworden. Sie hatte zum ersten Male wieder aufgeatmet und ganz vergessen, was die Kaffette barg. Das mochte darin beruht haben, daß seine Augen so klar und sicher blickten, seine ganze Haltung die eines Mannes war, der wußte, was er wollte, und aus seinem Wesen die Kraft eines arbeitenden, zielstrebig schaffenden Menschen zu ihr sprach. Wortwitz machte er nicht; wenn über Musik geredet wurde, schwieg er, was er aber über die Dinge des Lebens sagte, war sachlich und treffend und hatte aufrichtigen Klang. Ganz unwillkürlich gab sie sich auch offener und freier als gewöhnlich, lachte, daß ihr Bruder sie verwundert anschaute, und wurde sich erst auf dem Heimwege bewußt, daß sie sich heute anders

aufgeführt hatte, als es ihre Gewohnheit war. Als ihr Bruder sie hänselte und eine baldige Verlobung prophezeite, da fand sie keine lustige Antwort, um die Sache leichtfertig abzutun, sondern sie schwieg, wie eine, die sich bedenkt und eine angeedeutete Möglichkeit nicht von sich weisen will.

Dieser Eindruck eines ruhigen, tüchtigen Mannes war ihr geblieben, und was sie von anderer Seite hörte, bestärkte sie nur darin. Aber ein Rest ihres Mißtrauens war immer noch wach, und je mehr sie geneigt war, diesem Manne unbedingt und vertrauensvoll anzugehören, desto mehr sträubte sie sich und desto ängstlicher behielt sie ihre steife, kühle Haltung. Die Heirat war ihre einzige Hoffnung, denn wenn sie ihn erst an ihrer Seite hatte, dann traute sie sich schon die Kraft zu, ihn halten zu können. Und sie glaubte ein gutes Recht zu haben, die Erste und Einzige zu sein — wenigstens die Einzige, gab sie seufzend zu.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Segelflug. ☞

Von Werner v. Langsdorff.

Die Beobachtung des Schwebens und Fliegens mit ruhig ausgebreiteten Schwingen hat immer die Bewunderung und Aufmerksamkeit der Naturfreunde hervorgerufen. Wir sehen den Raubvogel mit unbeweglichen Flügeln hoch über den Tälern seine Kreise ziehen und begegnen Tausende von Kilometern weit auf See dem regungslos dahingleitenden Albatros. Der Fregattvogel umfliegt in wörtlichem Sinne die Welt. Mit weitausgebreiteten Schwingen scheinbar gewichtslos zieht er mit Windeseile seine Bahn.

Lange Zeit hat man diese Flugart als mechanisches Wunder angestaunt. Man nannte sie Segelflug, weil der Vogel hier nach Art eines Segels seine Flügel zu gebrauchen schien.

Die Erfindung des Luftballons gegen Ende des 18. Jahrhunderts, später die Entwicklung des Motorluftschiffes und endlich der ungeahnte Siegeszug des Motorflugzeuges ließen die Frage des Segelfluges in den Hintergrund treten. Man konnte fliegen. Das genügte zunächst. Der Krieg machte das Flugzeug zu einem überaus zuverlässigen Fahrzeug. Die letzte Unabhängigkeit von Wind und Wetter, von Tag und Nacht schwand. Praktisch wurde tatsächlich, wenn militärische Gründe es notwendig machten, bei jeder Witterung und jeder Tages- oder Nachtzeit geflogen.

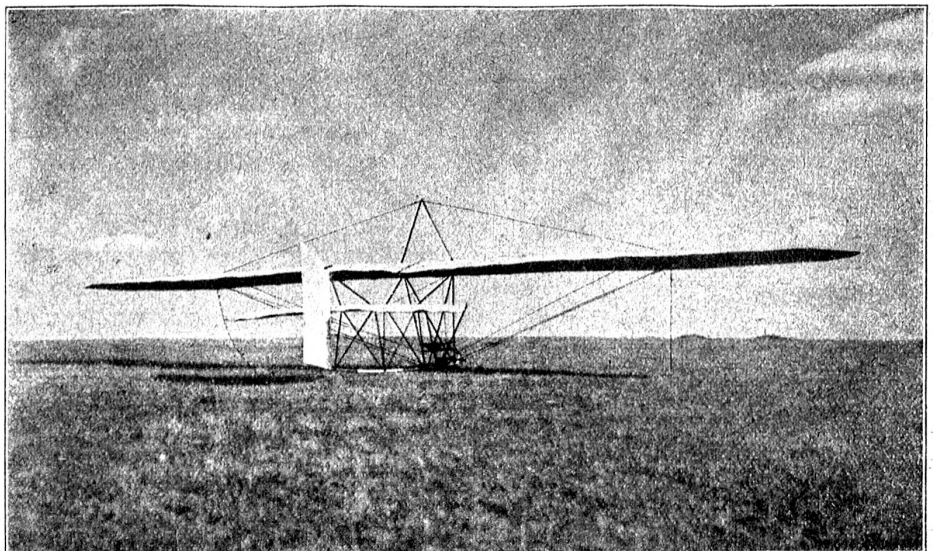
Diese harte Schule erzog einstweilen tüchtige Flugzeugbesatzungen, andererseits zwang sie den Techniker, das Flugzeug immer vollkommener und leistungsfähiger zu gestalten. Der Gedanke, nach Einstellung der Feindseligkeiten dieses stürmerprobte Fahrzeug für friedliche Zwecke in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, lag deshalb nahe. Es konnte daher nicht wundernehmen, daß noch Ende 1918 die ersten Luftverkehrslinien entstanden, zumal bereits vorher Ansätze dazu vorhanden waren.

Über ganz Europa und über einen Teil von Amerika zog sich

bald ein enges Netz von Luftlinien. Es zeigte sich aber bald, daß von einer Wirtschaftlichkeit keine Rede sein konnte. Die Betriebskosten waren derart hoch, daß für einen Flugschein das Dreifache eines Fahr Scheines der Eisenbahn bezahlt werden mußte. Man lernte einsehen, daß auf diesem Weg nicht weitergeschritten werden dürfte, wenn man ein tatsächlich brauchbares Verkehrsmittel erhalten wollte.

Es zeigte sich, daß bei Verwendung starker Motoren eine Herabsetzung der Betriebskosten nicht zu erwarten war. Erst die Verwendung schwächerer Motoren würde die Kosten der Luftreise so weit vermindern, daß auch der gewöhnliche Sterbliche eine Flugkarte bezahlen kann. Je stärker ein Motor, desto größer ist aber im allgemeinen bei den bisherigen Flugzeugen Tragkraft und Schnelligkeit. — Wenn also die Motorenstärke und damit die Kosten vermindert werden sollten, so müßte zu einer Umbildung des ganzen Flugzeuges geschritten werden.

So kam es, daß man jene lange liegengelassenen Segelflugversuche wieder aufnahm und es erneut versuchte, es dem Vogel gleichzutun. Und es ist kein Zufall, daß der Anstoß zu dieser Sache gerade von Deutschland ausging. Der Hauptgrund hierzu liegt darin, daß der Frieden von Ver-



Flugzeug ohne Motor. Barth-Meijerschmitt-Eindecker mit verstellbarem Anstellwinkel der Tragflächen. Heute das erfolgreichste Segelflugzeug der Welt.